

Stets zu Diensten

Israelische Hilfe weltweit geschätzt

HEBRÄISCH FÜR FORTGESCHRITTENE

Ein Sprachforscher sucht nach dem lebendigen Wort

OBAMA UND TRUMP

Alte und neue Israelpolitik





12

LAUTSPRECHERGESETZ

Gebetsruf, Glocken, Dezibel



9

TRUMPS VERSPRECHEN

Israelfreundlich getönt



4

HUMANITÄR UND FORTSCHRITTLICH

Wie Israel in der Welt hilft

Kuchen für China

Durch Zufall ist einem Israeli aufgefallen, dass Chinesen keine Backöfen besitzen. Aber alle verwenden elektrische Reiskocher. Ronen Mechanik hat nun ein Aluminium-Kit mit speziellem

Ein Israeli hat eine Methode entwickelt, um solche Kuchen in Reiskochern zu backen



Kuchenpulver entwickelt. Damit können Chinesen in ihren Reiskochern westliche Kuchen backen. Zu dem Kuchenpulver „made in Israel“ werden in einem Betrieb in Shanghai weitere Zutaten wie Sahne hinzugefügt. Die Mischung enthält keine Konservierungsmittel oder Chemikalien. Das Backset wird mit einer Einweg-Aluminiumform geliefert, die in den Reiskocher passt. Der Kocher müsse nach dem Gebrauch nicht einmal gereinigt werden. Mechanik, ein ehemaliger Chefkoch für Vakuumgaren, und seine chinesische Freundin Piu Piu wollen nun mit einer Marketing-Kampagne die rund 400 Millionen Chinesen erreichen, die ans Internet angeschlossen sind und online einkaufen. |

Ulrich W. Sahn

Weniger Neueinwanderer

Mehr als 27.000 Neueinwanderer sind im vergangenen Jahr nach Israel gekommen. Das sind rund 4.000 Menschen weniger als im Jahr 2015. Die meisten Neueinwanderer kamen aus Russland. Ihre Zahl belief sich auf etwa 7.000. Das sind rund 400 mehr als 2015, wie das Einwanderungsministerium sowie die Einwanderer-Organisation Jewish Agency bekannt gaben. Die Zahl der Einwanderer aus der Ukraine und aus Frankreich ist zurückgegangen. Aus der Ukraine wanderten rund 5.500 Juden ein, im Jahr 2015 waren es noch mehr als 7.220. Rund 5.000 Juden kamen aus Frankreich

Am 28. Dezember 2016 trafen noch 72 Neueinwanderer aus den USA in Israel ein



nach Israel. Das waren etwa 2.900 weniger als 2015. Laut der Organisation „Qualita“, die sich für die Einwanderung französischer Juden einsetzt, kehren in den ersten drei Jahren etwa zehn Prozent der aus Frankreich nach Israel eingewanderten Juden wieder zurück. Bei ihnen sorgt die fehlende Anerkennung vieler beruflicher Qualifizierungen in Israel für Frust. |

Dana Nowak

7 BEOBACHTUNG

Vor 120 Jahren –
1. Zionistenkongress

**8 ACHT JAHRE
OBAMA**

Der eiskalte Hoffnungsträger

**10 EIN DEUTSCHER
IN DER
SPRACHAKADEMIE**
Hebräische Passion**14 LIVE AUS JAFFA**
Israels BBC sendet nur im
Ausland**IMPRESSUM****Herausgeber**

Christlicher Medienverbund KEP e.V.
Postfach 1869
D-35528 Wetzlar
Telefon +49 (64 41) 91 51 51
Telefax +49 (64 41) 91 51 57
israelnetz.com
info@israelnetz.com

Vorsitzende Margarete Hühnerbein

Geschäftsführer Christoph Irion

Büro Jerusalem

mh

Büro Wetzlar

Dana Nowak (Redaktionsleitung)
Martina Blatt, Moritz Breckner,
Daniel Frick, Elisabeth Hausen,
Michael Müller, Egmond Prill

Titelfoto

IsraAID/Martin Divisek

Spenden

Israelnetz Magazin lebt von Ihrer Spende.
Volksbank Mittelhessen eG
IBAN DE73 5139 0000 0040 9832 01
BIC VBMHDE5F
Verwendungszweck: Israelnetz
www.israelnetz.com/spenden

Liebe Leserin, lieber Leser,

das Jahr 2016 endete für Israel mit einer bösen Überraschung: In den letzten Tagen seiner Amtszeit als US-Präsident fiel Barack Obama dem jüdischen Staat in den Rücken. Indem die USA auf ein Veto beim UN-Sicherheitsrat verzichteten, konnte dort erstmals seit 1979 wieder eine Resolution verabschiedet werden, welche die Siedlungspolitik in undifferenzierter Weise verurteilt.

Während Obamas achtjähriger Amtszeit ist das Verhältnis zwischen Israel und den USA merklich abgekühlt – auch wenn nach außen hin immer wieder „unverbrüchliche Freundschaft“ betont wurde und die Militärhilfe der USA anhielt. Im Juli 2015 schrieb der „Welt“-Korrespondent Hannes Stein: „Die Beziehungen zwischen Amerika und Israel sind so schlecht, wie sie es seit Jahrzehnten nicht waren.“ Von einem „Tiefpunkt“ und „vergifteten Beziehungen“ war in anderen deutschen Medien die Rede.

Wie anders zeigt sich der Ausblick auf das Jahr 2017: Israel hofft auf den neuen US-Präsidenten Donald Trump. Von einer neuen Ära ist die Rede. Genau zur richtigen Zeit, möchte man meinen, denn vor uns liegt ein Jahr mit bedeutenden Jahrestagen: Die Balfour-Erklärung, mit der Großbritannien der Schaffung einer jüdischen Heimstätte im damaligen Mandatsgebiet „Palästina“ zustimmt, jährt sich zum 100. Mal. Der Sechs-Tage-Krieg und damit die Wiedervereinigung Jerusalems sowie die Eroberung des Westjordanlandes liegen 50 Jahre zurück. Es steht zu befürchten, dass anti-israelische Organisationen dies zum Anlass nehmen, Israel als ungerechten Besatzer darzustellen. Da täte es Israel gut, mit Trump wieder einen verlässlichen Verbündeten an seiner Seite zu haben. Internationale Beobachter zweifeln nicht daran, dass die Nahost-Politik der USA vor einer Wende steht. Nur wenige Tage nach Trumps Vereidigung kündigte Israel den Bau von mehr als 3.000 neuen Wohnungen in jüdischen Ortschaften des Westjordanlandes sowie im Osten Jerusalems an. Verteidigungsminister Avigdor Lieberman sagte dazu: „Das Leben normalisiert sich wieder in Judäa und Samaria.“ Trump schwieg dazu.

Seinem zum Chefberater ernannten jüdischen Schwiegersohn Jared Kushner traut Trump zu, Frieden im Nahen Osten zu schaffen. Wenn dieser es nicht schaffe, schaffe es keiner, ist Trump überzeugt. Wie bereits die früheren Präsidenten George W. Bush und Bill Clinton hat auch Trump in seinem Wahlkampf versprochen, die US-Botschaft von Tel Aviv nach Jerusalem zu verlegen. Ob er sein Versprechen im Gegensatz zu seinen Vorgängern hält, bleibt abzuwarten; ob sich Israel auf Trump verlassen kann, ebenfalls.

Doch eines ist sicher: Israel hat einen großen Gott, auf den es sich verlassen kann. Denn so spricht Gott zu seinem auserwählten Volk: „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir; weiche nicht, denn ich bin dein Gott. Ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich halte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit.“ (Jesaja 41,10)

Alle Entwicklungen rund um Israel in diesem spannenden Jahr 2017 werden wir beobachten. In dieser Ausgabe blicken wir zunächst auf die amerikanisch-israelischen Beziehungen. Und wir zeigen eine Seite Israels, die eher selten in unseren Medien auftaucht: die weltweite humanitäre Hilfe des jüdischen Staates.

Ich wünsche Ihnen eine gewinnbringende Lektüre und Gottes Segen für das Jahr 2017!

Herzlich grüßt Sie

Dana Nowak



HUMANITÄR UND FORTSCHRITTLICH

Wie Israel in der Welt hilft

Seit 1997 zählt Israel laut dem Internationalen Währungsfonds (IMF) nicht mehr zu den Entwicklungsländern. Der Staat von der Größe des Bundeslandes Hessen hat sich trotz vieler Widrigkeiten blühend entwickelt. Er teilt sein Wissen bereitwillig mit allen Ländern, die dies möchten, leistet Entwicklungshilfe und ist bei Naturkatastrophen weltweit im Einsatz. Religion oder Herkunft der Empfänger spielen dabei keine Rolle.

Dana Nowak

Nicht erst seit Israel Industrieland ist, auch als Entwicklungsland hat es bereits Entwicklungshilfe geleistet. Im Jahr 1958, nur zehn Jahre nach der Staatsgründung, richtete das israelische Außenministerium die „Behörde für internationale Entwicklungszusammenarbeit“ (MASHAV) ein. Ausschlaggebend war ein Besuch der damaligen Außenministerin Golda Meir in Afrika. Seitdem teilt Israel seine Erfindungen und sein Wissen mit jedem Land, das mit dem jüdischen Staat zusammenarbeiten möchte. Dabei geht es vor allen Dingen um Errungenschaften und Kenntnisse auf dem Gebiet der Landwirtschaft, der Wasseraufbereitung, der Gesundheit, der Terrorbekämpfung und der Bildung. Seit seiner Gründung haben mehr als 270.000 Menschen aus über 130 Ländern an Trainingsprogrammen des MASHAV in Israel und im Ausland teilgenommen. Rund 70 Prozent dieser Programme betrafen den Bereich der Landwirtschaft. Israel zeigt, wie mit wenigen Ressourcen viel Ertrag erzielt werden kann. Gerade das hat der jüdische Staat über die Jahrzehnte gelernt. Im Land, wo „Milch und Honig fließen“, geben die Kühe tatsächlich weltweit die meiste Milch – trotz der schwierigen Bodenverhältnisse, des Wassermangels und des herausfordernden Klimas. Zum Vergleich: 2015 gab eine israelische Kuh durchschnittlich rund 12.000 Kilogramm Milch, in Deutschland waren es im Schnitt 7.620, in Indien nur etwa 1.300 Kilogramm. Dabei zählt Indien zu den weltgrößten Milchproduzenten. Zusammen mit China, Vietnam und anderen asiatischen Ländern lernt es nun von israelischen Experten, wie die Milchproduktion deutlich gesteigert werden kann.

Kampf gegen den Welthunger

Mit modernen Technologien macht sich der jüdische Staat zudem im Kampf gegen den Welthunger stark. In Staaten wie Äthiopien, Indien, Kenia, Ruanda, Ghana, Malawi, Burkina Faso oder Kamerun hilft Israel bei der Nahrungsmittelsicherung. Die Vereinten Nationen gehen davon aus, dass die Weltbevölkerung bis zum Jahr 2050 um rund 3 Milliarden auf etwa 9,7 Milliarden



Menschen anwächst. Dann muss Afrika zwei Milliarden Menschen ernähren, wo doch bislang nicht einmal eine Milliarde satt werden. Israelische Technologien helfen dabei, mit wenig Wasser, wenigen Ressourcen und auf ausgelaugten Böden den Ertrag zu steigern. Vor allem bei der Wasserwirtschaft hat Israel eine globale Vorreiterrolle übernommen. Drei Viertel des Abwassers werden in Israel aufbereitet und in der Landwirtschaft genutzt – das ist Weltspitze. Das in Israel entwickelte System der „Tröpfchenbewässerung“ ermöglicht einen höheren Ernteertrag mit weniger Wasser. Dank der MASHAV kommt es mittlerweile in zahlreichen Entwicklungsländern zum Einsatz – auch in Staaten, die keine diplomatischen Beziehungen mit Israel haben, wie dem Niger. Dem notorischen Wassermangel im eigenen Land wirkt Israel mit Entsalzungsanlagen entgegen. Wenn im Ausland der Bau solcher Anlagen nicht möglich ist, kann das in Israel entwickelte Entsalzungsauto „GalMobile“ zum Einsatz kommen. Im Juni 2016 hat Israel auf einen Hilferuf aus Papua-Neuguinea reagiert und dem Inselstaat eine solche mobile Entsalzungsanlage geschenkt.



Die israelische Armee leistet humanitäre Hilfe auf den Philippinen, nachdem dort ein Taifun 2013 schwere Schäden angerichtet hat. Mitarbeiter von IsraAID retten syrische Flüchtlinge vor der Insel Lesbos. Im Bild rechts ist die in Israel entwickelte Tröpfchenbewässerung zu sehen, die mittlerweile in vielen afrikanischen Ländern zum Einsatz kommt.

Fotos: IDF, flickr | ICRISAT, flickr (CC BY-NC 2.0) | IsraAID/Martin Divisek

Neben der Hilfe gegen Wassermangel unterstützt Israel Papua-Neuguinea auch in den Bereichen Landwirtschaft und Bildung.

In Kenia kooperieren MASHAV und das angeschlossene „Zentrum für internationale landwirtschaftliche Entwicklungszusammenarbeit“ CINADCO mit der staatlichen „Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit“ (GIZ). Sie führen moderne Maisanbau- und Bewässerungsmethoden ein und fördern nachhaltige Fischerei im überfischten Viktoriasee. In Ghana haben Deutschland und Israel ein Ausbildungsprogramm für Imker und zum Anbau von Zitrusfrüchten gestartet. Die Liste der israelischen Entwicklungsprojekte im Ausland ließe sich fortsetzen.

Auch die israelische Armee hilft, vorwiegend bei Naturkatastrophen. Ihr Feldkrankenhaus wurde im November 2016 als das beste der Welt ausgezeichnet. Ihre Unterstützung bietet die Armee auch Menschen aus verfeindeten Ländern an. An der Grenze zu Syrien betreibt sie ein Feldlazarett, in dem sich syrische Bürgerkriegsopfer behandeln lassen können. Israels Premierminister Benjamin Netanjahu erklärte im vorigen Dezember mit Blick auf

den Krieg im Nachbarland: „Wir sind bereit, verletzte Frauen und Kinder aufzunehmen; auch Männer, sofern sie keine Kämpfer sind. Bringt sie nach Israel, wir werden uns in unseren Krankenhäusern um sie kümmern, wie wir es bereits mit Tausenden anderen syrischen Zivilisten getan haben.“ Mehr als 2.600 syrische Verletzte und Kranke wurden bis Ende 2016 in israelischen Krankenhäusern behandelt. Mitte Januar gab Israel bekannt, es werde 100 Waisenkinder aus Syrien aufnehmen. Diese sollen in israelische-arabische Familien integriert werden und dauerhaft im jüdischen Staat leben dürfen.

Auch in Feindesländern, mit denen es keinerlei diplomatische Kontakte gibt, bietet Israel seine Expertise an. Doch über diese Kooperationen ist nur wenig bekannt. Federführend ist bei solcher indirekter Entwicklungshilfe zum Beispiel Deutschland.

Israel teilt und hilft gern. Und es erhofft sich davon auch etwas: bessere Beziehungen zu den einzelnen Staaten sowie das Ausräumen von Vorurteilen gegenüber dem jüdischen Staat und Juden überhaupt. Als im vergangenen Dezember der UN-Sicherheitsrat

in einer Resolution einen sofortigen Siedlungsbaustopp forderte und den Osten Jerusalems mit seinen heiligen Stätten wie der Klagemauer zum „besetzten palästinensischen Gebiet“ erklärte, war Israel empört. Es sprach von einseitigen Schuldzuweisungen und schränkte die Zusammenarbeit mit den Ländern ein, die für die Resolution gestimmt hatten. Die stellvertretende Außenministerin Zippi Hotovely stellte klar: Diese Länder „sollten nicht nach Israel pilgern, um dort etwas über den Anti-Terror-Kampf, die Cyberverteidigung und landwirtschaftliche Technologien zu lernen, und dann bei der UNO machen, was sie wollen“.

Hilfe für arabische Flüchtlinge

Doch nicht nur der Staat engagiert sich, auch viele nichtstaatliche israelische Organisationen sind im Ausland im Einsatz. Eine von ihnen ist „IsraAID“. Die 2001 in Tel Aviv gegründete Organisation leistet weltweit Katastrophenhilfe sowie humanitäre und psychologische Unterstützung in Krisengebieten. Sie fungiert als Dachorganisation für israelische und jüdische Hilfsorganisationen. In Sierra Leone halfen israelische Ärzte und Experten im Kampf gegen die Infektionskrankheit Ebola. Im Südsudan, dem von jahrzehntelangen blutigen Konflikten gebeutelten jüngsten Staat der Welt, helfen Israelis, funktionierende Einrichtungen für bedürftige Menschen aufzubauen sowie Gewalt gegen Frauen und Kinder zu bekämpfen. In Griechenland ist „IsraAID“ an der Rettung von Flüchtlingen beteiligt, ebenso an der Versorgung syrischer Flüchtlinge in Jordanien. Geflüchtete Syrer und andere Araber kommen dort oft zum ersten Mal in Kontakt mit Israelis. Seit Anfang 2016 setzen sich zudem von „IsraAID“ geschulte Trauma-Experten und Psychologen in Deutschland für muslimische Flüchtlinge ein. Einen Beitrag leisten Angehörige der Synagoge in der Oranienburger Straße in Berlin. Der Gemeindeführerin Gesa Ederberg ist es wichtig, früh den Kontakt zwischen Juden und Flüchtlingen herzustellen. Einer der Helfer ist der Holocaust-Überlebende Gerhard Baader. Wenn es seine Gesundheit zulässt, fährt er einmal pro Woche nach Spandau, um Flüchtlingen aus Syrien, dem Iran und Afghanistan Deutschunterricht zu geben. Warum er das tut? „Wir wollen eine perspektivische Zusammenarbeit erreichen. Und wir wollen ein anderes Bild von uns Juden vermitteln“, sagt Baader gegenüber Israelnetz. Bei „IsraAID“ hat er an einem Kurs für psychosoziale Betreuung

teilgenommen, um den arabischen Flüchtlingen besser helfen zu können.

Die israelische Organisation „Save a Child’s Heart“ (SACH) führt lebensrettende Herzoperationen für Kinder durch. Seit ihrer Gründung 1995 hat sie mehr als 4.000 Kinder aus 51 Ländern nach Israel geholt und am „Wolfson Medical Center“ in Holon behandelt. Laut eigenen Angaben stammen etwa 50 Prozent dieser Kinder aus den palästinensischen Autonomiegebieten, aus Jordanien, dem Irak und Marokko.

Das „Medizinische Zentrum Hadassah“ in Jerusalem ist mit seinen Klinikarealen das größte Gesundheitszentrum im Nahen Osten. Es setzt sich nicht nur für eine bessere Gesundheitsversorgung ein, sondern möchte auch Vorurteile zwischen Israelis und Palästinensern abbauen und so nachhaltig zum Friedensprozess beitragen. Doch Hadassah leistet nicht nur in der Region humanitäre Hilfe, sondern auch weltweit. Für diesen Einsatz wurde es 2005 für den Friedensnobelpreis nominiert.

„Viele Menschen denken zuerst an Krieg, Besatzung, Terror und den Nahostkonflikt, wenn sie den Namen Israel hören. Doch Israel ist viel mehr als das, und das soll die Welt erfahren“, wünscht sich Gili Cohen. Nach acht Jahren in der israelischen Armee zog es den jungen Israeli nach Thailand. Dort traf er auf Hunderte Landsleute, viele von ihnen hatten wie er den Militärdienst absolviert, suchten Abstand, andere Bilder. Die Reisefreudigkeit dieser jungen Leute in ärmere Länder brachte Cohen auf einen Gedanken: „Die Idee war, die Rucksacktouristen als Infrastruktur zu nutzen, um ‚blau-weiße‘ humanitäre Hilfe zu leisten und der Welt das wirkliche Israel zu zeigen“, sagte der Israeli gegenüber der Tageszeitung „Jerusalem Post“. Zusammen mit zwei anderen ehemaligen Offizieren gründete er im Jahr 2013 den Verein „Fighters for life“ (FFL), „Kämpfer für das Leben“.

Ein Licht unter den Nationen sein

Die Israelis wollen zeigen, dass ihr Land nicht nur technologisch und landwirtschaftlich stark ist, sondern auch humanitär. „Wir wollten eine andere Diskussion über Israel schaffen. Wir wollen gute jüdische Taten tun und dabei auch Öffentlichkeitsarbeit für das Land betreiben, aber auf eine andere Art und Weise“, zitiert die Zeitung Cohen. Laut dem Bericht reisen jedes Jahr rund 40.000 junge Israelis für mehrere Wochen oder Monate ins Ausland – vorzugsweise nach Fernost oder Südamerika. Mehr als 85 Prozent von ihnen haben dann gerade ihren Militärdienst geleistet. Ziel von FFL ist es, dass diese jungen Israelis wie geplant in das Land ihrer Wahl reisen, dort aber vor ihrem Urlaub mehrere Wochen einen Freiwilligendienst leisten. Auf Facebook wirbt FFL mit Reisezielen in Indien, Äthiopien, Argentinien und Mexiko. Interessierte melden sich und werden in den verschiedenen Ländern an Organisationen oder Schulen vermittelt. Die Reisekosten übernehmen die Teilnehmer selbst, da sie ohnehin in diesem Land Urlaub machen wollten. Cohen hat drei Gründe ausgemacht, warum Israelis an dem Programm teilnehmen: Die einen tun es, weil es persönliche Erfüllung und Befriedigung schenkt. Entlassene Soldaten wollen ein anderes Gesicht der Armee zeigen als das, was in den Medien weltweit präsentiert wird. Und dann gibt es noch diejenigen, denen klar ist, dass Israel „ein Licht unter den Nationen sein soll“. „Sie fühlen, dass ihr Land etwas zu geben hat, und sie wollen ein Teil davon sein“, sagt Cohen. |

Anzeige



ISRAEL KONFERENZ
12.03. - 15.03.2017

GOTT BEGEGNEN IN
REHE
CHRISTLICHES GÄSTEZENTRUM
IM WESTERWALD

Ein Ägypter, ein Deutscher, ein Schweizer und ein Israeli zeigen, was „Das Wunder Israel“ aus ihrer individuellen Perspektive und auf biblischer Grundlage bedeutet.

Musikalische Umrahmung: Govert Roos und Attila Ronto

Wir würden uns freuen, Sie bei uns zu begrüßen!

Detailprogramm
Preise, und weitere
Informationen unter
www.cew-rehe.de

Christliches Gästezentrum im Westerwald
Heimstraße 49, 56479 Rehe
Tel.: 02664 505-0 • info@cew-rehe.de

BEOBSACHTUNG

Vor 120 Jahren – 1. Zionistenkongress

An der Schwelle zum 20. Jahrhundert war Europa im industriellen Zeitalter angekommen. Maschinen, Fabriken, Eisenbahnen und erste Automobile prägten das Bild schnell wachsender Städte. Nationalstaaten formierten sich mit Amtssprachen, Flaggen und Hymnen. Völkisches Denken war modern. Neben Russland, Frankreich und Österreich war in der Mitte Europas ein Deutsches Reich entstanden. Aufklärung und Fortschritt hatten auch das Los der Juden in Europa erleichtert. Und dennoch: Ausgrenzung und Ablehnung, Verfolgung und Vertreibung hatten noch kein Ende. Nach dem Attentat auf Zar Alexander II. begann in Russland eine neue Welle von Pogromen. Im Zuge der Dreyfuß-Affäre in Frankreich wurde klar: Der Judenhass hört nicht auf. Das sah sehr deutlich der Journalist Theodor Herzl, ein in Budapest geborener Jude, der als Prozessbeobachter das Geschehen verfolgte. Es würde auch in Zukunft keine Lösung der „Judenfrage“ geben.

„Der Judenstaat“

Viele Juden lebten in der Hoffnung auf die Heimkehr ins Land der Verheißung. In Erwartung einer neuen Zeit hieß es zum Passah-Fest: „Schalom – nächstes Jahr in Jerusalem“. Biblische Prophetenworte enthielten die Zusage: „Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen, aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich sammeln. Ich habe mein Angesicht im Augenblick des Zorns ein wenig vor dir verborgen, aber mit ewiger Gnade will ich mich deiner erbarmen, spricht der HERR, dein Erlöser.“ (Jesaja 54,7f).

Die Rückkehr der Juden begann jedoch nicht mit der Bibel in der Hand, sondern mit einem politischen Projekt und Herzls Schrift „Der Judenstaat“. Er forderte für sein Volk das, was viele andere Völker auch haben: einen Staat. Der Gedanke war, dass Juden aus aller Welt in einem eigenen Land ihren Staat wieder aufbauen, dass sie weggehen können aus den Völkern, wo sie immer Fremde waren.

Vom 29. bis 31. August 1897 fand in Basel der „Erste Zionistische Weltkongress“ statt. Die „Zionistische Weltorganisation“ wurde ins Leben gerufen und Herzl zum ersten Präsidenten berufen. Damit wurde die Idee des modernen, des politischen Zionismus geboren. Freilich, die grundsätzliche Frage war: Wo und wie sollte ein Staat für die Juden aufgebaut werden, wo diese doch überhaupt kein Land hatten? Interessant ist, dass Herzl und andere durchaus überlegten, in Argentinien oder in Uganda Land zu erwerben, damit ein Staat entstehen kann. Der Kongress verabschiedete ein „Baseler Programm“. Im Kern stand die Forderung: „Der Zionismus erstrebt die Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina für diejenigen Juden, die sich nicht anderswo assimilieren können oder wollen.“ Der Blick fiel auf das seinerzeit osmanisch besetzte Land am Jordan, das Land der Bibel.

Nach Abschluss des Kongresses schrieb Herzl am 3. September 1897 in sein Tagebuch: „Fasse ich den Baseler Congress in ein Wort zusammen – das ich mich hüten werde öffentlich auszusprechen – so ist es dieses: in Basel habe ich den Judenstaat gegründet. Wenn ich das heute laut sagte, würde mir ein universelles Gelächter antworten. Vielleicht in fünf Jahren, jedenfalls in fünfzig wird es Jeder einsehen.“

Herzl wollte das Projekt von Anfang an mit der europäischen Politik abstimmen. Deshalb traf er 1898 auch den deutschen Kaiser Wilhelm II. während dessen Orientreise. Herzl starb 44-jährig bereits 1904. Vom Judenstaat konnte er noch nichts sehen. Vor 100 Jahren wurde mit der so genannten „Balfour-Deklaration“ von 1917 dazu der nächste Stein gelegt. |



Es war vor allem das Werk von Theodor Herzl, dass sich 1897 Vertreter der Juden weltweit zum 1. Kongress der Zionistischen Weltorganisation versammelten. Die 204 Delegierten schlugen ein neues Kapitel jüdischer Geschichte auf. Sie formulierten Gedanken zu einem „Judenstaat“.

Egmond Prill

Dass Barack Obama als anti-israelischster US-Präsident seit Jimmy Carter wahrgenommen wurde, lag vor allem an seinem schwierigen Verhältnis zu Premierminister Benjamin Netanjahu. Der Harvard-Jurist und einstige Sozialarbeiter aus Chicago hatte von Beginn an keine Ambitionen, den oft als Falken verschrieenen Netanjahu als den engen Verbündeten zu behandeln, der er eigentlich ist. Und so belehrte Obama in kühler Manier den von ihm als Hitzkopf empfundenen Netanjahu vor den Augen der Welt.

Sieht man von dem äußerst unklugen und für Israel gefährlichen Iran-Deal ab, den die USA mitzuverantworten haben, sieht das Ergebnis des US-Präsidenten auf dem Papier ein wenig anders aus: „Israels ungelobter Beschützer“ schrieb die „New York Times“ über Obama und rechnete vor, wie die USA unter dessen Administration ein ums andere Mal israelfeindliche Resolutionen bei den Vereinten Nationen blockierten. Um so erstaunlicher ist es, dass

Obama Ende 2016, auf den letzten Metern seiner Präsidentschaft, mit dieser Gepflogenheit brach: Die USA ermöglichten eine absurde anti-israelische Resolution im Weltsicherheitsrat, indem sie der Abstimmung bewusst fernblieben. Im Text wird unter anderem Ostjerusalem, einschließlich der Klagemauer, als „besetztes palästinensisches Gebiet“ bezeichnet. Israelische Bauvorhaben dort wurden für illegal erklärt. Die De-facto-Unterstützung Obamas für die Resolution ergab keinen Sinn angesichts der Tatsache, dass er damit auch mit seiner eigenen Politik brach. Erst 2011 hatten die USA eine fast identische Resolution abgelehnt mit der Begründung, dass diese zu Verhärtungen



ACHT JAHRE OBAMA

Der eiskalte Hoffnungsträger

Das Aufatmen über das Ende von Barack Obamas Präsidentschaft ist nicht nur in der Regierung Netanjahus unüberhörbar. Die Bilanz des einstigen Hoffnungsträgers ist nicht gut – kaum einer machte es Israel so schwer.

Ein Kommentar von Moritz Breckner

auf beiden Seiten führe und somit Verhandlungen erschwere. Offenbar konnte Obama nicht widerstehen, Israel eins auszuwischen – vielleicht aus Frustration darüber, dass man in Jerusalem so verhalten auf die unzähligen Besuche des wohlmeinenden US-Außenministers John Kerry reagiert hatte. Das konservative Magazin „The Weekly Standard“ kommentierte, nach der Entscheidung könne wenigstens keiner mehr anzweifeln, wie anti-israelisch Obama sei: „Er hat acht Jahre lang getan, was er konnte, um Israels Regierung zu untergraben, deren Maßnahmen gegen das iranische Atomprogramm zu torpedieren, und die USA und Israel so weit wie möglich zu entfremden.“

zum offenen Bruch zwischen Obama und Netanjahu, und das in einer Weise, wie sie für das diplomatische Parkett alles andere als üblich ist. Israels Regierungschef machte auf Facebook und Twitter klar, dass er von der Regierung Obama in deren finalen Wochen nichts mehr erwartet, und dass er sich auf die konstruktive Zusammenarbeit mit dessen Nachfolger, Donald Trump, freut. Der erwiderte schlicht: „Halte durch, Israel, der 20. Januar kommt.“ Israel wartet gespannt, ob auf Trumps Versprechen tatsächlich Verlass ist. Dass der sogenannte Hoffnungsträger Obama aus dem Amt geschieden ist, bedauern weder die Israelis noch deren Freunde in aller Welt. |

Barack Obama galt weltweit als Hoffnungsträger, doch Skeptiker sollten Recht behalten – gerade, was sein Verhältnis zu Israel betrifft

Offener Bruch

Die Unterstützung für Israel innerhalb der demokratischen Partei ist während der Amtszeit Obamas deutlich zurückgegangen. Auf die Frage, ob sie im Nahostkonflikt eher zu den Israelis als zu den Palästinensern halten, antworteten 2008 noch rund 45 Prozent mit ja, 2017 nur 33 Prozent. Bei den Republikanern bejahten knapp 75 Prozent die Frage. Es liegt auf der Hand, dass diese Zahlen etwas mit der Rhetorik des obersten Demokraten, Obama, zu tun haben.

Die Enthaltung der USA im Weltsicherheitsrat war die bemerkenswerte Klimax der Entfremdung zwischen den beiden Staaten. Es kam

Wenn ich Präsident werde, sind die Tage der Behandlung Israels als Bürger zweiter Klasse vorüber – von Tag eins an!“ Als Präsidentschaftskandidat schillerte Donald Trump mit klaren Positionen wie diesen zu Israel. Gerade vor Organisationen wie dem „Amerikanisch-Israelischen Ausschuss für öffentliche Angelegenheiten“ (AIPAC) konnte er sich so als politischer Messias präsentieren, der der Nahostpolitik seines Amtsvorgängers Barack Obama den Gar aus macht.

Ob Botschaftsumzug nach Jerusalem oder Ende des Iran-Deals – Trump ließ kein heißes Eisen aus. Was er davon wirklich umsetzen kann, wird freilich erst seine Amtszeit zeigen. Zumal seine Kabinettsmitglieder bei den Senatsanhörungen in manchen Positionen bereits eine andere Meinung vertraten als er. Außenminister Rex Tillerson sagte etwa, er wolle den Iran-Deal zwar überprüfen, er lehne ihn aber nicht von vornherein ab.

Nicht völlig unrealistisch ist die angekündigte Verlegung der US-Botschaft von Tel Aviv nach Jerusalem. Die treibende Kraft hinter diesem Projekt scheint Trumps Tochter Ivanka zu sein. Diese sagte bereits Ende Oktober 2015 vor Zuhörern in einer Synagoge in Florida, ihr Vater würde die Botschaft „zu 100 Prozent“ verlegen. Trump zog in dieser Hinsicht erst nach. Im Dezember sah er noch davon ab, Jerusalem die ungeteilte Hauptstadt Israels zu nennen. Aber schon im Januar 2016 sprach er von Jerusalem als der „ewigen Hauptstadt“ Israels; „zu 100 Prozent“ würde er die Botschaft dorthin verlegen.

Der symbolträchtige Schritt wäre vergleichsweise einfach umzusetzen. Denn die Verlegung fordert ein bereits 1995 verabschiedetes US-Gesetz, das zudem Jerusalem als ungeteilte Hauptstadt Israels vorsieht. Das Gesetz wurde

jedoch nie angewendet, da sämtliche Präsidenten bislang sicherheitspolitische Bedenken hatten. Die Palästinenser erheben Anspruch auf Ostjerusalem als Hauptstadt; eine Verlegung der Botschaft würde Verhandlungen erschweren, lautet das Kalkül.

Iran-Deal hat Vorrang

Allerdings räumen weder Trump noch die israelische Regierung der Botschaftsverlegung Priorität ein. „Das ist zwar sehr wichtig, aber es gibt auch andere Dinge“, winkte etwa der israelische Verteidigungsminister Avigdor Lieberman Anfang Dezember ab. Priorität hat nach den Worten Trumps der Iran-Deal. Dieser sei „katastrophal“ für die USA und für den Nahen Osten. „Wir haben den Terror-Unterstützer Nummer Eins mit 150 Milliarden US-Dollar belohnt, und im Gegenzug nichts erhalten.“

Auf der formalen Ebene ergeben sich hier Möglichkeiten für Trump. Der Deal ist kein Staatsvertrag, sondern ein Abkommen zwischen Regierungen. Er gilt, solange sich alle Beteiligten daran halten. Genau so machte es auch das US-Außenministerium

unter Obama deutlich. Die Westmächte haben nun bereits moniert, dass der Iran mit Raketentests im März 2016 gegen Vereinbarungen verstoßen habe.

Ob Trump diese Möglichkeiten auch nutzt, steht auf einem anderen Blatt. In einem „Bild“-Interview vier Tage vor seiner Amtseinführung sprach er nicht mehr von einem „Ende“ des Deals; er sei lediglich „unglücklich“ damit. Die Aufkündigung des Deals könnte Beobachtern zufolge Probleme mit dem russischen Präsidenten Wladimir Putin mit sich bringen, mit dem Trump eigentlich zusammenarbeiten will.

Auch in der Frage der Siedlungen rückte Trump im Wahlkampf von gängigen Positionen der Weltgemeinschaft ab. Israel solle den Siedlungsbau fortführen, sagte er im März 2016 der britischen Nachrichtenseite „Daily Mail“. Die Palästinenser hätten tausende Raketen auf Israel abgefeuert, gab er als Begründung an. Sehr gern würde er ein dauerhaftes Abkommen zwischen Israelis und Palästinensern aushandeln. „Das wären die Verhandlungen meines Lebens.“

Offen bleibt dabei, ob die Palästinenser in Trump einen Vermittler sehen. Immer-

hin haben sie sich schon angesichts des möglichen Botschaftsumzugs an Russland gewandt. Doch ohnehin haben sie es zunächst mit Trumps Schwiegersohn Jared Kushner zu tun: Dieser soll als Berater im Weißen Haus unter anderem für Verhandlungen zwischen Israelis und Palästinensern zuständig sein. Die Palästinenser haben die Personalie begrüßt.

Die israelische Regierung blickt jedenfalls hoffnungsfroh auf Trumps Amtszeit, sieht gar den Anbruch eines neuen Zeitalters. Die Mitte Januar, also wenige Tage vor Trumps Amtseinführung abgehaltene „Friedenskonferenz für den Nahen Osten“ in Paris nannte Israels Premier Benjamin Netanjahu „Zuckungen einer vergangenen Welt“. Die zukünftige Welt werde anders sein – „und sie ist sehr nahe“.



TRUMPS WAHLKAMPFVERSPRECHEN

Israelfreundlich getönt

Selten hat sich ein US-Präsident in seinem Wahlkampf derart pro-israelisch geäußert wie Donald Trump. Die israelische Regierung frohlockt angesichts dieser Aussichten, während die Palästinenser bereits an anderer Stelle um Hilfe bitten.

Daniel Frick

Hebräische Passion

Der evangelische Theologieprofessor Stefan Schorch ist Ehrenmitglied der Akademie für die hebräische Sprache. Was dies für ihn als Deutschen bedeutet und warum er sich für das Hebräische begeistert, erzählt er im Gespräch mit dem Israelnetz Magazin.

Die Fragen stellte Elisabeth Hausen

Israelnetz: Sie sind seit vergangenem Herbst als erster Deutscher Mitglied der Akademie für die hebräische Sprache in Israel. Was war Ihre erste Begegnung mit der hebräischen Sprache?

Stefan Schorch: Meine erste Begegnung mit der hebräischen Sprache fand im Theologiestudium statt. Ich habe seit 1987 in Leipzig Theologie studiert, und wie alle evangelischen Theologiestudenten lernte ich auch Hebräisch. Mit dem Judentum hatte ich mich schon vorher beschäftigt. Ich bin in einem Haus großgeworden, in dem sehr viel gelesen wird, und auch mit biblischen Texten. Aber ich bin ja in der ehemaligen DDR aufgewachsen, hatte also seinerzeit überhaupt keine Aussichten, jemals nach Israel zu kommen, und hoffte nur vage, dass ich später als Pfarrer vielleicht doch einmal irgendwie eine Besuchsmöglichkeit haben könnte. Aber es gab ja keine diplomatischen Beziehungen zwischen Israel und der DDR, insofern war meine Hoffnung nicht sehr groß. Und dann kam 1989 die Wende, die ich in Leipzig miterlebt und auch mitgemacht habe. Mit einem Mal ergab sich dann doch die Möglichkeit, von der ich geträumt hatte, und da bin ich zum Studium nach Israel gegangen. Ich hatte in Leipzig bei den Orientalisten schon ein bisschen gesprochenes Hebräisch gelernt, aber das war wie Trockenschwimmen, und ich hatte noch nie mit einem Israeli gesprochen. Die Aufnahmeprüfungen für den hebräischen Sprachkurs in Jerusalem, den Ulpan, habe ich mit sehr guten Noten abgeschlossen, denn die Grammatik konnte ich ja und schriftlich fand ich mich im Hebräischen ausgezeichnet zurecht. Als mich dann aber in Jerusalem, wo ich in die höchste Klassenstufe des Ulpan eingestuft wurde, die Lehrerin das erste Mal gefragt hat, wie ich heiße, da habe ich nicht einmal die Frage verstanden. (lacht)

Was fasziniert Sie am Hebräischen?

Ganz viele verschiedene Dinge. Es ist ja stets so: Je mehr man sich mit einem Gegenstand beschäftigt, desto mehr faszinierende Seiten findet man dort. Das wäre wahrscheinlich auch so gewesen, wenn ich Tschechisch oder Japanisch gelernt hätte. Aber das Hebräische hat natürlich auch besondere Seiten, die es von anderen Sprachen unterscheiden: Was mich bis heute fasziniert, ist, dass das Hebräische eine derjenigen Sprachen weltweit ist, deren Geschichte wir am längsten verfolgen können – über 3.000 Jahre hinweg ist Hebräisch gesprochen und geschrieben worden. Wir können über diese lange Zeit hinweg sehen, wie sich die Sprache entwickelt hat, wie Texte und Literatur in dieser Sprache geschrieben worden sind, wie sich die Menschen, die diese Texte schreiben und lesen, ausdrücken, und wie sich ihre Ausdrucksmöglichkeiten und sie selbst verändern. Diese Möglichkeiten bieten ganz wenige Sprachen. Man könnte auch noch das Aramäische nennen, das mich in ähnlicher Weise fasziniert und in vielerlei Hinsicht sogar eine noch vielfältigere Geschichte hat als das Hebräische.

In einer ersten Reaktion auf die Ernennung verwiesen Sie auf den „belasteten Hintergrund der Vergangenheit“. Was bedeutet es für Sie, als erster Deutscher überhaupt Mitglied der Akademie für die hebräische Sprache zu sein?

Wir sind mit der merkwürdigen Situation konfrontiert, dass in Deutschland einerseits eine der Wiegen der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Hebräischen steht und die Beschäftigung mit der hebräischen Sprache auf eine großartige Tradition verweisen kann, unter jüdischen wie unter christlichen Gelehrten. Neben diesem großartigen Erbe



aber steht die schreckliche Geschichte der Scho'ah, die uns weiterhin beschäftigt und beschäftigen muss. Das kann man auch am Beispiel meiner Fakultät hier in Halle zeigen: Einer meiner Vorgänger auf dem Lehrstuhl für Bibelwissenschaften war Wilhelm Gesenius, der nicht nur das wichtigste Wörterbuch der hebräischen Sprache verfasst hat, sondern allgemein als der Begründer der Hebraistik gilt, also der neuzeitlichen wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Hebräischen. Aber die bedeutende Geschichte der Hebraistik an unserer Universität geht viel weiter zu-



Stefan Schorch (hier mit der Büste des Hebraistik-Pioniers Gesenius) wurde 1966 in Erfurt geboren. Er studierte ab 1987 Evangelische Theologie und Semitistik in Leipzig, Jerusalem und Berlin. Seit 2009 ist er Professor für Bibelwissenschaften an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Ein Schwerpunkt seiner Forschung sind die Samaritaner. Das Bild links zeigt den samaritanischen Hohenpriester (li.) und einen Priester in einer Laubhütte.

rück. Schon 1518 wurde in Wittenberg der erste Lehrstuhl für das Hebräische überhaupt in Deutschland begründet, seit fast 500 Jahren also werden die hebräische Sprache sowie jüdische Literatur und Kultur an unserer Universität unterrichtet, auch von jüdischen Dozenten. Dennoch blieben daneben auch Antijudaismus und Antisemitismus lebendig und konnten immer wieder neu entstehen, bis hin zum gezielten Massenmorden während der Scho'ah. Auch einer meiner Hallenser Fakultätskollegen fiel diesen Verbrechen zum Opfer. Er hieß Dr. Moisej Woskin und hat noch nach seiner Deportation in Theresienstadt im Konzentrationslager seinen Mitgefangenen Unterrichtsstunden in Hebräisch und Arabisch gegeben.

Dieser unfassbare Gegensatz ist nun Teil der Geschichte unseres Faches geworden, aus der meine Kollegen und ich nicht einfach heraustreten können. Er ist zugleich ein Aspekt, unter dem auch unsere Fachkollegen aus Israel auf uns Hebraisten in Deutschland blicken. Das ist eine große Verantwortung, die ich als ständige Herausforderung empfinde, als etwas, dem ich mich nicht entziehen kann und nicht entziehen möchte.

Welche Aufgaben haben Sie in der Akademie?

Meine Aufgabe ist zunächst einmal, meine Forschung fortzusetzen und mich weiter für das Hebräische einzusetzen, in Forschung und Lehre. Das ist nur in enger Zusammenarbeit mit den israelischen Kolleginnen und Kollegen der Akademie möglich. Ob die Akademie darüber hinaus um meine Mitarbeit bei zukünftigen Projekten bittet, werde ich sehen. Das derzeit wichtigste Akademieprojekt ist das Historische Wörterbuch des Hebräischen.

Sie fahren regelmäßig nach Israel. Wie oft?

Ich bin im Jahr so etwa zwei Monate in Israel, das nächste Mal ab Mitte Februar. Diesmal werde ich zuerst an einem Seminar teilnehmen, zu dem sich seit längerer Zeit einmal im Jahr Mitarbeiter und Studierende aus Halle, Tel Aviv und Jerusalem treffen. Danach gehen wir gemeinsam ein Wochenende im Negev wandern. Dann werde ich mich noch etwa anderthalb Monate in Nablus und Jerusalem intensiv verschiedenen hebräischen Handschriften widmen, an denen ich derzeit arbeite.

Sie haben sich intensiv mit den Hebräischtraditionen der Samaritaner befasst. Haben Sie auch Gelegenheit, die Feste zu erleben – etwa das Laubhüttenfest Sukkot oder Pessach? Wenn ja, welche Unterschiede sind Ihnen besonders aufgefallen?

Ich bin in engem Kontakt mit den beiden samaritanischen Gemeinden in Holon in Israel und in Nablus im Gebiet der Palästinensischen Autonomiebehörde. Ich habe auch schon an vielen samaritanischen Festen teilgenommen, sowohl an den hohen Festen wie Pessach und Sukkot, als auch an Familienfesten, wie etwa Beschneidungsfeiern. Das hängt schon mit meinen beruflichen Interessen zusammen, so sind etwa die samaritanischen Gebete eines meiner Forschungsgebiete. Aber es gibt auch immer eine persönliche Ebene, denn viele Samaritaner und samaritanische Familien kenne ich seit Jahren sehr gut und freue mich, wenn ich zum Mitfeiern eingeladen werde. Manchmal lassen sich die berufliche und die persönliche Seite gar nicht so leicht trennen. Die Unterschiede zwischen den jüdischen und den samaritanischen Festen sind gerade für das Auge sehr auffällig. Die Samaritaner bauen ihre Laubhütte nicht außerhalb des Hauses wie Juden, sondern

im Haus, indem sie die Zimmerdecke mit Früchten schmücken. Am bekanntesten und auffälligsten sind wahrscheinlich die Unterschiede beim Pessachfest, denn die Samaritaner opfern ja nach wie vor Schafe. Das hat Touristen und Forscher immer wieder angezogen. Mindestens seit dem 17. Jahrhundert und bis heute fahren Besucher extra nach Nablus, um das samaritanische Pessachopfer zu erleben. Natürlich geht es da sehr blutig zu, denn jede Familie schlachtet ein Schaf, aber das Fest ist sehr schön und stimmungsvoll. Ich möchte in meinen Arbeiten allerdings die Aufmerksamkeit vor allem darauf richten, was die Samaritaner selbst mit diesen Festen verbinden, theologisch, historisch, kulturell, und was die einzelnen Teile der Feste bedeuten, also zum Beispiel die Gebete und Riten.

Die meisten Besucher der samaritanischen Feste über diese vielen Jahrhunderte hinweg haben sich kaum dafür interessiert, was die Samaritaner in ihren Gebeten sagen, was die Liturgie eigentlich bedeutet. Auch in interessierten Fachkreisen, jenseits der wenigen Spezialisten, sind die Gebete und liturgischen Texte kaum bekannt, ebensowenig die vielen Besonderheiten des samaritanischen Textes der Torah. Da das samaritanische Hebräisch sich dialektal sehr stark von den verschiedenen Formen des jüdischen Hebräisch unterscheidet, zumal vom heute in Israel gesprochenen Hebräisch, versteht man ohne eine eingehende Beschäftigung damit auch kaum ein Wort.

Noch eine abschließende Frage: Ihre Webseite hat das Länderkürzel „at“. Haben Sie eine besondere Beziehung zu Österreich, oder steht es für „Altes Testament“?

Sowohl als auch. (lacht) Meine Frau ist Österreicherin, und insofern habe ich natürlich auch eine besondere Beziehung zu Österreich. Gleichzeitig hält sich das Internet ja nicht an nationale oder historische Grenzen, insofern ist das Länderkürzel auch eine Art Spiel. In meiner wissenschaftlichen Arbeit aber steht natürlich das Thema im Vordergrund, unabhängig von dem Ort, an dem ich mich befinde, und in diesem Sinne verstehe ich das „at“ eben auch als Altes Testament, auch wenn ich anstelle dieses Begriffes oft von der „Hebräischen Bibel“ spreche.

Vielen Dank für das Gespräch. |



LAUTSPRECHERGESETZ

Gebetsruf, Glocken, Dezibel

Für gläubige Muslime stellt der Ruf zum Gebet ein wichtiges Element ihres Tages dar. Ende vergangenen Jahres wurde zum dritten Mal im israelischen Parlament der Entwurf eines Gesetzes debattiert, das durch Lautsprecher verstärkte Gebetsrufe verbieten soll.

mh

Das Gebet ist verdienstvoller als der Schlaf! Kommt, macht euch auf zum Gebet!“ Jeden Tag, kurz vor der Morgendämmerung, ruft Tawfik al-Ajan diesen Satz mit melodischer Stimme. Über Lautsprecher schallt der Ruf vom Dach der Rahman-Moschee über die Dächer von Beit Safafa, einem Stadtteil von Jerusalem, der teils der Jerusalemer Stadtverwaltung, teils der Palästinensischen Autonomiebehörde unterliegt. Die Rahman-Moschee befindet sich in dem von Israel verwalteten Gebiet und steht deshalb unter dem israelischen Wakf-Gesetz.

„Fünf Mal am Tag sollen wir Muslime beten, und am besten ist es, wir verrichten das Gebet in der Moschee.“ Was für Tawfik, der als Muezzin tätig ist, das Normalste der Welt ist, stellt für Ofer Ajubi das Einbüßen der Lebensqualität dar. Der Jude ist Vorsitzender der Nachbarschaftsverwaltung von Gilo, dem Nachbarort Beit Safafas. „Der Ruf des Muezzins wurde in den letzten Jahren immer lauter. Am Jom Kippur, unserem höchsten Feiertag, vor vier Jahren, ertönte der Muezzinruf für mehrere Stunden. Es war eine bewusste Provokation. Überhaupt sind die Rufe mal lauter, mal leiser. Das Mischpult wird manipuliert. Es gibt Kinder, die zum Psychologen gehen, weil sie nachts nicht schlafen können.“ Davon will Tawfik jedoch nichts wissen: „Es stimmt, oft rufe ich zum Morgengebet sogar zweimal, im Abstand von einigen Minuten, um Leute aufzuwecken und die zu erinnern, die nach dem ersten Mal noch nicht kommen. Es gibt Moscheen, deren Gebetsruf synchronisiert ist, bei anderen ist das nicht der Fall. Unser Gebetsruf hat aber sicher weniger als 50 Dezibel und ich bin der einzige, der zum Schaltpult Zugang hat. Niemand kann die Lautstärke verändern.“ Ofer schaut resigniert.

Seitdem Beit Safafa elektrisch erschlossen ist, wird auch der Gebetsruf per Lautsprecher verstärkt. Das begann im Jahr 1962, doch der Muezzin, der Ortsvorsteher Muhammad al-Ajan, argumentiert: „Beit Safafa hat es schon vor der Staatsgründung Israels gegeben. Bereits damals haben wir zum Gebet gerufen. Irgend-

In vielen Moscheen wird der Gebetsruf mit installierten Lautsprechern verstärkt. Um Nachbarn nicht zu stören, könnten diese künftig dezentral angebracht werden.

wann begannen die Familien aus Gilo, sich bei der Polizei über unseren Gebetsruf zu beschweren.“ Auf Nachfrage erklärt er: „Das Morgengebet hat am wenigsten Besucher, manche beten auch zu Hause.“

Auch Muslime fühlen sich gestört

Dass es auch Muslime gibt, die sich durch die lauten Rufe zum Gebet gestört fühlen, will er nicht wahrhaben: „Es ist die Pflicht eines jeden Muslim, sich für unsere Gebete einzusetzen. Gott hat das so angeordnet.“ Muhammad spricht von etwa 15.000 Einwohnern in seinem Ort. Er glaubt an ein friedliches Zusammenleben zwischen Christen, Muslimen und Juden. „Die meisten Bewohner sind Muslime, zehn Prozent Christen, und es gibt auch einige Juden.“ Von der Notwendigkeit des Gebetsrufs per Lautsprecher ist er überzeugt: „Weil die Leute über das ganze Gebiet verteilt wohnen, müssen wir zum Gebet rufen. Als Muslime respektieren wir unsere Nachbarn, der Koran fordert uns dazu auf.“

Muhammad betont die gute Beziehung zu den jüdischen Nachbarn: „Wir nutzen eine gemeinsame Straße, wollen die Stabilität wahren und keine Spannungen aufbauen. Wir als Madschlis, als Versammlungsort, in dem sich Imame und geistige Führer treffen, haben uns entschieden, die Lautsprecher zu limitieren. Natürlich gibt es immer Leute auf beiden Seiten, die gegen alles Einwände haben. Obwohl es nur wenige Bewohner von Gilo sind, die unser Gebetsruf stört, haben wir uns vor einigen Monaten zusammengesetzt und nach Lösungen gesucht.“ Das Ergebnis war ein Vorschlag, die Lautsprecher nicht an der Moschee, sondern an verschiedenen Orten anzubringen, sodass sie gezielt auf die arabischen Wohnbereiche gerichtet sind und der Schall nicht in Richtung der jüdischen Bewohner ging. Doch pro Moschee würde das Projekt umgerechnet etwa 40.000 bis 80.000 Euro kosten. „Aktuell warten wir auf Antwort der Polizei, ob die Jerusalemer Stadtverwaltung bereit ist, das zu zahlen“, sagt er.

Auch Ofer ist gespannt auf die Antwort bezüglich der dezentral angebrachten Lautsprecher: „Es würde schon helfen, deren Form zu verändern, sie zum Beispiel rechteckig zu bauen. Durch die runde Form trägt der Schall viel weiter als nötig. Ich verstehe, dass es eine Menge Geld kostet, das neue System aufzubauen. Doch unsere Lebensqualität würde massiv steigen.“

Ofer erzählt: „Bewohner von Gilo kommen zu mir und beschweren sich über den Ruf des Muezzins. Es gibt sogar Muslime aus Beit Safafa, die mich bitten, gegen den Krach vorzugehen. Öffentlich können sie sich nicht äußern, weil sie Angst vor gesellschaftlicher Ächtung haben.“ Er räumt ein, dass auch die wöchentlich ertönende Schabbitsirene für die Nachbarn nervig sein kann: „Doch die ist von einer Stelle zentral geschaltet. Sie besitzt keine Lautsprecher und man kann die Intensität des Lärms zwischen Muezzinruf und Schabbitsirene nicht vergleichen.“

Verbot der Lautsprecher?

Wegen dieses Streitpunkts wurde Ende vergangenen Jahres eine neue Gesetzesvorlage in die Knesset eingebracht. „Die Rufe stören Christen, Juden und auch viele nicht religiöse Muslime“, sagt Robert Ilatov, Mitglied der Partei Israel Beitenu und Abgeordneter in der Knesset: „Es ist die dritte Kadenz, in der wir diesen Gesetzesvorschlag einbringen. Das Gesetz betrifft Menschen, die in ge-

mischten Gesellschaften leben. Wir sprechen von etwa 500.000 Israelis, die morgens durch den Muezzinruf geweckt werden. Die Moscheen benutzen laute und aggressive Lautsprecher, sie sind nicht synchronisiert und nicht auf die gleiche Dezibelstärke abgestimmt. Weil die Muezzine zu unterschiedlichen Zeiten rufen, kommt es dazu, dass manche Leute über zwei bis drei Stunden nicht schlafen können. Besonders der morgendliche Gebetsruf ist ein Problem.“

Dass das Gesetz den Dialog auf lokaler Ebene zum Erliegen bringen würde, glaubt Ilatov nicht. „Der Entwurf besagt, dass die Lautsprecher verboten werden sollen, aber doch nicht der Gebetsruf. Es gibt viele Arten, zu rufen. Auch Juden nutzen keine Lautsprecher. Trotzdem beten sie dreimal am Tag.“

Das Problem ist seit längerem bekannt. „Nur an zwei Orten haben wir bisher eine Übereinstimmung getroffen, an tausenden anderen Orten ist die ausgeblieben. Wenn die Polizei die Einhaltung des Lärmschutzgesetzes nicht durchführt, brauchen wir eben ein neues Gesetz.“ Ilatov verweist auf die Diskussionen in Ägypten, Marokko, Frankreich und Deutschland: „Auch in diesen Ländern ist die Lautstärke der Gebetsrufe begrenzt.“

Im Pressegespräch zeigen sich Teilnehmer besorgt, ob das neue Gesetz auch auf Kirchenglocken, beispielsweise in der Jerusalemer Altstadt, oder auf den traditionellen Kanonenschuss im Ramadan Einfluss hätte. Doch Ilatov widerspricht: „Natürlich sind die Glocken und der Kanonenschuss nicht von dem Gesetz betroffen, da sie nicht per Lautsprecher verstärkt werden. Das Ganze ist kein Religionskrieg. Es geht schlicht um die Lebensqualität von Tausenden von Menschen.“ Auch wenn eine Glocke oder Synagoge eine bestimmte Dezibelzahl überschreiten würde, wäre es gegen das Gesetz. Auf welche Dezibelzahl der Muezzinruf beschränkt werden sollte? Das ist Ilatov nicht so wichtig. Stattdessen betont er: „Wenn wir Juden Schabbat oder jüdische Feste feiern, stören wir auch nicht unsere Nachbarn. Gleichermaßen sollten die Muslime eine Lösung finden, die für die Nachbarn erträglich ist.“

Auch Juden fürchten die Gesetzesvorlage

Der arabische Knessetabgeordnete Ahmad Tibi wittert hinter dem Vorschlag lediglich islamophobe Absichten: „Den Ruf des Muezzin hat es lange vor der Staatsgründung Israels gegeben. Warum sollten wir ihn jetzt einstellen?“ Er betont, dass er sich mit Knessetabgeordneten von ultraorthodoxen Parteien wie Jakob Litzman vom Vereinigten Torah-Judentum oder Arje Deri von der Schass einig sei. Auch Mosche Kachlon von der Regierungspartei Likud stimmte gegen den Entwurf. Das Vereinigte Torah-Judentum stimmte gegen den Vorschlag, weil die Partei befürchtete, das Gesetz könnte sich auch auf die Sirene beziehen, die in vielen Städten Israels den Schabbat einläutet. Auch Tibi nennt keine Dezibelzahlen, macht aber klar: „Wir werden keine Entscheidungen von jüdischen Leitern über muslimische Angelegenheiten akzeptieren.“

Der Gesetzesvorschlag liegt mittlerweile auf Eis. In Beit Safafa und Gilo müssen Muhammad und Ofer nun also weiterhin kreative Ideen finden, um das Problem zu lösen. Doch abgesehen von ihrer Haltung zum Gebetsruf sind sie sich einig: „Wenn alle miteinander lebten, wie wir das tun, würde es weniger Probleme auf der Welt geben.“ |

LIVE AUS JAFFA

Israels BBC sendet nur im Ausland

Auch Israel hat einen internationalen Nachrichtensender: „i24 News“ sendet in drei Sprachen und erhofft sich einen Heimvorteil bei der Berichterstattung über den Nahost-Konflikt. Lob kommt aus Europa – und der arabischen Welt.

Moritz Breckner



Der Newsroom im Hafen
von Jaffa: Hier entstehen
drei TV-Programme

Die Redaktion des Nachrichtensenders „i24 News“ im historischen Tel Aviver Stadtteil Jaffa unterscheidet sich von den meisten anderen auf der Welt. Das Fernsehprogramm mit aktuellen Nachrichten aus Israel wird parallel in drei Sprachen produziert: Englisch, Arabisch und Französisch. Damit soll eine Alternative geboten werden zu internationalen Programmen wie CNN, BBC oder dem arabischen „Al-Dschasira“, die laut Senderchef Frank Melloul eine entscheidende Schwäche aufweisen: „Die internationalen Programme berichten über den Nahen Osten, wenn es einen Anschlag oder eine Militäroperation gibt, und danach sind sie wieder weg“, erklärt er. „Wir dagegen sind die ganze Zeit dabei, nicht nur in Zeiten von Krieg und Terror.“

Bevor Melloul 2013 mit dem Aufbau von „i24 News“ begann, war er Berater des ehemaligen französischen Regierungschefs Dominique de Villepin; außerdem spielte er eine zentrale Rolle bei der Entwicklung von „France 24“, einem Nachrichtenkanal, der seit 2006 in drei Sprachen eine französische Perspektive auf das Weltgeschehen wirft. Für seine Arbeit bei „i24 News“ war das entscheidend. Die Zusammenarbeit zwischen Menschen unterschiedlicher kultureller Hintergründe ist möglich, so seine Erfahrung. Bei dem israelischen Nachrichtensender arbeiten Araber und Juden, Christen und Muslime Hand in Hand zusammen. Die meisten der 300 Mitarbeiter sprechen mehr als eine der Produktionssprachen. In der zentralen Nachrichtenredaktion des Senders gibt es drei Fernsehstudios mit Regieräumen, eine weitere Trennung nach Sprachen findet in der Redaktion nicht statt.



Frank Melloul will in seinem Sender die Realität abbilden – deshalb werden auch Hamas-Mitglieder interviewt

Dass das in der Praxis mitunter zu Schwierigkeiten führt, weiß Pola Nathusius. Die 27-jährige Volontärin aus Deutschland hat zwei Monate bei „i24 News“ gearbeitet. „Viele beim englischen Kanal sprechen kein Hebräisch“, sagt sie. „Oder sie sprechen es, können es aber nicht lesen. Dann können sie keine der Computer benutzen, die in der hebräischen Sprache konfiguriert sind.“ Die Synergien im Team würden bei weitem nicht so gut genutzt, wie eigentlich von der Geschäftsführung gewollt. Zwischen dem englischen und dem arabischen Kanal finde nur wenig Kommunikation statt. „Das ist schade, weil zum Beispiel bei der Akquise von Interviewpartnern im arabisch-sprachigen Raum eine Zusammenarbeit sehr nötig wäre“, hat Nathusius erfahren. Als im November die Buschfeuer, zum Teil durch Brandstiftung, Israel in Atem hielten, hatten der amerikanische und der französische Sender ausführlich und aktuell berichtet, der arabische später und schleppender. „Darüber haben sich die Mitarbeiter des englischen Kanals lustig gemacht, nach dem Motto: ‚Klar, dass die das nicht schlimm finden, ein Wunder, dass sie nicht feiern.‘“ Zwischen der französischen und englischen Redaktion gebe es immerhin ein bisschen Kommunikation – aber mehr auch nicht. „Da arbeitet jeder für sich – auf jemanden mit Redaktionserfahrung

in Deutschland wirkt alles ziemlich unorganisiert und wenig effektiv“, erklärt Nathusius. Gewöhnen musste sie sich an den zwar herzlichen, aber auch rauen Umgangston im Team. Als Feedback eines Vorgesetzten habe sie einmal das Wort „beschissen“ gehört. In einer anderen Situation bekam sie vom Chefredakteur Adar Primor ein Stück Kuchen zur Entschuldigung. Primor leitet den englischen Kanal und ist Sohn des Diplomaten Avi Primor.

Über Kabel, Satellit und Internet werden die Programme weltweit übertragen und vor allem in Europa und arabischen Ländern geschaut. „Aus der ganzen Welt, besonders auch aus Frankreich, danken uns die Zuschauer für unsere unabhängige Perspektive“, erklärt Melloul. Auch aus dem muslimischen Staat Bahrain habe er dieses Lob schon vernommen. Der Livestream des arabischen Programms wird vor allem in Saudi-Arabien, Ägypten, dem Irak und Marokko gesehen, außerdem in den Palästinensergebieten und in Jordanien. ABC, einer der größten TV-Sender der USA, ist inzwischen Partner von „i24 News“. Die beiden Redaktionen tauschen Videomaterial aus und machen sich Synergien zunutze.

Pola Nathusius hat eine Erfahrung gemacht, die sie bedauert, sie aber nicht überrascht: „Es ist mir mehrfach passiert, dass Interviewpartner wieder abgesagt haben, nachdem sie herausgefunden haben, dass wir in Israel sitzen. Eines der ersten Dinge, die ich gesagt bekommen habe, war, dass ich den Redaktionsort so lange umschreiben soll wie möglich.“ Statt Tel Aviv habe sie den Stadtteil Jaffa als Firmensitz angeben sollen. „Eine Kollegin mit klar hebräischem Namen hat sich am Telefon bei kritischen Kontakten, nicht nur aus arabischen Ländern, mit einem europäischen Namen gemeldet, damit nicht sofort klar ist, dass sie Jüdin ist. Für eine deutsche Journalistin wie mich war es auch traurig, von angefragten Personen gesagt zu bekommen: ‚Ich würde euch gerne ein Interview geben, aber ich beuge mich in Gefahr, wenn ich mit einem Sender aus Israel spreche.‘“

Auch Israel-Hasser dürfen auftreten

Melloul beschreibt die Vision des Senders so: „Unsere Aufgabe ist es, die Realität abzubilden. Deswegen dürfen bei uns auch Mitglieder der Hamas im Programm auftreten.“ Besonders eindrücklich zeigte sich dies im Morgenprogramm nach einem Anschlag in Tel Aviv, bei dem Terroristen vier Besucher eines Cafés erschossen. Dimitri Diliani, ein Mitglied der palästinensischen Regierungspartei Fatah, äußerte auf „i24 News“ Verständnis für die Attentäter, die durch die „ungerechte israelische Besatzung“ zu ihrer Tat getrieben worden seien. Dass die Macher aus proisraelischem Aktivismus heraus die Regierungslinie vertreten, hat auch Pola Nathusius nicht erlebt: „Viele Beschäftigte beim englischen Kanal sind liberale Amerikaner, die eingewandert sind. Das Entsetzen unter denen über Benjamin Netanjahu und Donald Trump ist ziemlich groß.“

Belustigt ist Melloul, wenn er die Verwunderung ausländischer Journalisten sieht, die zum ersten Mal nach Israel reisen. „Die sind erstaunt, wie normal das Leben hier ist, und dass der Konflikt den Alltag nicht vollständig durchdringt.“ Einen Wermutstropfen gibt es für „i24 News“: In Israel selbst ist der Kanal nur über das Internet, aber nicht im Kabelfernsehen zu empfangen. Nach israelischem Recht darf ein Kabelnetzbetreiber nicht gleichzeitig einen Fernsehsender unterhalten. „i24 News“ gehört dem Konzern „Hot“, der auch das Kabelnetz betreibt. |

SCHECHINGER Tours

Mit Schechinger-Tours nach Israel

Israel-Jubiläumsreise Ostern

mit Johannes und Gisela Vogel
(Bibel-Center Breckerfeld),
Walter und Marianne Schechinger
(Wildberg-Sulz am Eck)
vom 09.04.2017 – 20.04.2017

Israel-Erlebnisreise

mit Dekan Ralf Albrecht (Nagold),
Vorsitzender der „Lebendigen Gemeinde.
ChristusBewegung in Württemberg“, sowie
Walter und Marianne Schechinger
(Wildberg-Sulz am Eck)
vom 08.05.2017 – 18.05.2017

Israel-Festreise-Pfingsten

mit Georg Terner (Bad Liebenzell),
Walter und Marianne Schechinger
(Wildberg-Sulz am Eck)
vom 04.06.2017 – 16.06.2017

Israel-Erlebnisreise

„Wüste, Meer & mehr“

mit Pastor Dr. Christoph Schrodtt (FeG Böblingen),
Liedermacher Andreas Volz (Kirchheim/Teck) und
Markus Schechinger (Wildberg-Sulz am Eck)
vom 31.07.2017 – 10.08.2017

Israel-Erlebnisreise

mit Dr. Günther Beckstein (Nürnberg)
– Bayerischer Ministerpräsident a.D.,
Pastor Wolfgang Wangler (Pfalzgrafenweiler),
sowie Walter und Marianne Schechinger
(Wildberg-Sulz am Eck)
vom 28.08.2017 – 08.09.2017

Israel-Herbstreise

mit Pfarrer Hanspeter Wolfsberger
(Leiter des Hauses der Besinnung in Betberg),
Walter und Marianne Schechinger
(Wildberg-Sulz am Eck)
vom 16.10. – 25.10.2017

Israel-Herbstreise

mit Martin Buchsteiner (Direktor vom
Tauernhof in Schladming/Österreich) und
Jens Schechinger (Neubulach)
vom 27.10.2017 – 05.11.2017

Bitte fordern Sie unsere Reiseprospekte kostenlos an!

SCHECHINGER Tours Walter Schechinger

Im Kloster 33 • D - 72218 Wildberg-Sulz am Eck
Tel. 07054-5287 • Fax 07054-7804

e-mail: info@schechingertours.de • www.schechinger-tours.de